

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung

Für unentgeltlich eingehende Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung

Verleger: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Hoffe in Berlin.

Die Breslauer Eminenz.

Kardinal Fischer hat, bevor er seine Romfahrt antat, in offener Rede protestiert gegen die „unlauteren Mischelungen“ einer „genauen Presse“, die sich nicht entblöde, zwei deutsche Kardinale „geneneinander anzukämpfen“ und sie als „entweit“ hinzustellen. Wir haben von den diplomatischen Fähigkeiten des Kölner Erzbischofs keineswegs eine geringe Meinung. Aber wir möchten doch anmerken, daß er in seinem Gemälde, das er von der hohen Eintracht zwischen ihm und der Breslauer Eminenz entwarf, die Farben Himmelblau und rotweintrotz nicht angetragen habe. Es ist begrifflich wenn ein hoher Kirchenfürst über diese welt-lichen Zustände am liebsten einer dichten Seidenjacke zueilen möchte. Es fragt sich aber doch, ob die leicht erkennbare Absicht der Verleumdung noch zweifelhaft ist, nachdem diese Dinge in so weite Kreise gedrungen sind, daß auch Traubenstehende sich allmählich ein Urteil darüber zu bilden vermögen.

Dies sollte allem dem Kardinal Fischer nicht zu Ehren gekommen sein von den Vorgesetzten auf der letzten Fuldaer Bischofskonferenz? Anwehnen war er ja wohl nicht; er war, wenn wir uns recht erinnern, durch einen Trauerfall in seiner Familie im letzten Augenblicke noch am Erscheinen verhindert. Es heißt doch nicht gerade auf ein sehr folgendes Verhältnis zwischen beiden hohen Würdenträgern, wenn einer die Absichten des anderen beugt, um gegen ihn vorzugehen. Und man sagt, es sei nur der verächtlichen Intervention des Bischofs Fröhen zu danken, daß die von Kardinal Kopp beantragten Beschlüsse, mit ihrer direkt gegen den Kardinal Fischer gerichteten Spitze, verhindert wurden. Wenn also — wie Kardinal Fischer in seiner Rede in vorstehender Wendung aus — „gewisse Differenzen“ bestehen, und wenn man sie in der Tat, wie er behauptet, „mit Klugheit, mit Mäßigkeit, mit Liebe und Selbstverleugnung“ auszugleichen sucht, so läßt das Vorgehen des Kardinals Kopp zum mindesten die Liebe, und — was vielleicht anfälliger ist — die Klugheit vermissen.

Dem Mann, den viele einmal für recht gefährlich hing zu halten Grund hatten, ist sich in letzter Zeit merklich geändert zu haben. Unmöglich ist es nicht, daß man den Anstoß zu dieser Veränderung in einer Vorgänge zu finden hat der schon mehrere Jahre zurückdatiert. Im Oktober 1901 trat die alte Landgräfin von Hessen zum katholischen Glauben über. Wir vermögen im Augenblicke allerdings nicht festzustellen, ob der Hebeakt irgend bekannt geworden ist. Jedenfalls konnte er dem Kaiser auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und er soll in dieser Angelegenheit einen ziemlich deutlichen Brief an die Landgräfin geschrieben haben. Wenn Wilhelm I. R., als Chef des Hauses Hohenzollern — die Landgräfin ist eine Schwelger des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl — einem abtrünnigen Mitgliede seine Meinung kund und zu wissen tut, so kann man sich denken, daß es ohne etliche „impulsive“ Wendungen nicht abgeht. In die Öffentlichkeit ist dieser Brief, sowie wir uns entsinnen, nicht gedrungen. In der Umgebung des Kardinals Kopp aber behauptet man, ihn zu kennen, zum mindesten einige Strahlen daraus. Und so darf man wohl mit Grund vermuten, daß seiner Eminenz auch der Wortlaut nicht fremd geblieben ist. Seitdem — so sagt man — steht der Breslauer Erzbischof Gespenster am helllichten Tage. Seitdem ist es kein heißes Bemühen, den deutschen Katholizismus

auf enger, konfessioneller Basis zu organisieren. Seitdem ist ihm alles verächtlich, was die hermetische Abkapselung der Gläubigen zu lockern oder zu durchbrechen scheint. Der ideale Gegensatz, in den ihn dies Streben zu seinem Kölner Kollegen bringen mußte, tritt zutage, wenn man in der mehrwöchentlichen Anrede des Kardinals Fischer das Bemerkende liest:

„Wir deutschen Katholiken schließen uns nicht ab von unsern Mitbürgern und wollen keinen Staat im Staate bilden. Wenn wir auch unterer Kirche leben und ihr in unvollkommener Treue ergeben sind, so schäme ich mich nicht, wenn unter Herz für das Vaterland, das auch unser Vaterland ist, haben wir ein Herz für unsern Vaterland und Wehe, sind und bleiben überzogene Katholiken, aber auch die jüdische Katholiken und gesesselt, einen anderen nichterschütterliche Bürger.“

Antonius Fischer sagt dergleichen nicht zum ersten Mal. All das hat ihn aber nie abgehalten, eine der fruchtigsten Stützen des Zentrums und ein so orthodoxer Seelenhirt zu sein, daß man im liberalen Lager über die Beschuldigung, er neige zum Modernismus, nur lächeln konnte. Wie also war es möglich, daß sich Kardinal Kopp, über die sachlichen Unterschiede hinaus, zu jenem persönlichen Vorgehen hinreizen ließ, womit er die Bischofskonferenz in Verlegenheit brachte? Hier scheinen gar zu rauhe Hände gewaltet und dem Bischof emsig erwartet zu haben. Man erinnert sich, daß Kardinal Kopp vor nicht langer Zeit von einer Krankheit genesen ist. Seitdem fühlt sich allerlei hohe Weisheit, veranlaßt den altenbein Seelenhirten zu betreten und sein ferres Haupt vor mehr eingebildeten als wirklichen Gefahren zu behüten. Sie schreiben ihm Briefe und er schreibt ihnen Briefe — mit dem Vermerk „vertraulich“ — die sie dann schmeichelt abschreiben lassen und, ebenfalls im tiefsten Vertrauen, ihren Seelenhirten beiderlei Geschlechts zufließen. Das hat die Annehmlichkeit, daß auch Traubenstehende von dem Treiben hinter den Kulissen ab und zu etwas erfahren können, zu jenem persönlichen Vorgehen und Himmelblau des Kölner Erzbischofs allenthalben irdisch gepreßte Töne hinein zu ertönen.

An der Spitze dieses geistlichen Damenkorps, das die Weidgräber der Breslauer Eminenz bildet, steht die schon erwähnte Mutter Gertrud aus dem schlesischen Magdalenenkloster der Schaffgotsche. Die Oberin der Josephschwestern in Trier soll eine gar streitbare Dame gewesen sein, auch hohe geistliche Stellen einmündig auf Herz und Nieren zu prüfen. Vermutlich ist sie es gewesen, die den Trierer Bischof Felix Korum für die Richtung Moren-Bitter scharf gemacht hat. Und mancher der Fäden, die von Trier über Berlin nach Breslau gezogen, mögen von ihrer Hand angeknüpft worden sein. Das Kopp von Professor Schörrer bei dem die Verhandlungen tagen, ist für sein Leben nach Breslau gezogen hätte, ist bekannt; weniger vielleicht, daß er ihm sogar die erste erledigte Domherrenstelle zugewandt hatte. Die preussische Regierung soll nicht abgeneigt gewesen sein, die Parteiseit zu erleichtern. Daß aus der Sache nichts wurde, ist dann der Mutter Gertrud zu danken. Auch nicht, daß der in ihrem Kreise einzig importierte und von uns veröffentlichte Brief Kopp's an das Frauen-V. Schallach in der Schwepischen Prediger „Rdn. eine innere Gefahr“ nicht erdient. Gesetzt war er bekanntlich schon, und einzahlungsabhängiges Zentrumsmittglied soll damals schmerzlich haben bluten müssen, um das Unheil noch einmal zu verhindern.

Mein Herr! seiner Eminenz muß, unter dem ständigen Einflusse der weiblichen Vertrauten seines Kummers, einen etwas bedrückenden Laufgang erreicht haben. Es

mühte nämlich sonderbar zugegangen sein, wenn nicht die meisten dieser Blätter auch nach Rom geflattert wären. Und das kann, bei der auch dort vorherrschenden Geistesrichtung, eine ganz andere „innere Gefahr“ bedeuten als die heilige Rdn mit ihrem „geradezu häretischen Formalismus“ in lokalen Fragen. Antonius Fischer in Rom wahrscheinlich keinen so leichten Stand haben, wie er glaubt — oder zu glauben sich den Anstoß gibt.

Die Krise in Griechenland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 18. Oktober.

Nach hier eingelaufenen Meldungen aus Athen hat Venizelos, der sich zur Bildung des Kabinetts bereit erklärte, von König Georg die Vollmacht erhalten, im Behrstand die Nationalversammlung auszulösen. Die Nationalversammlung wurde über die möglichen Schwierigkeiten befragt worden, die eventuell eintreten würden, wenn Venizelos an die Spitze der griechischen Regierung trete. Frankreich und Rußland haben geantwortet, da das Recht Venizelos' in das Parlament in Athen einzutreten, anerkannt worden sei, verleihe es sich von selbst, daß er auch das Recht habe, Minister zu werden. Die Antwort von England und von Italien wird erwartet. Das neue Kabinet ist erst konstituiert. Es wird am nächsten Mittwoch den Schwur leisten. Venizelos, der das Portefeuille des Krieges und der Marine übernehmen wird, hat heute erklärt, daß in drei Monaten französische Offiziere die Reorganisation der griechischen Armee beginnen werden.

Englands Vorgehen in Persien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 18. Oktober.

Wenn die in dem gestern veröffentlichten Ultimatum an Persien angebotene Eventualität beizubehalten werden soll, muß die von Persien in London verlangte Schuldenkonvertierung, die für militärische Missionen in Indien und anderswo geleistet wird, sofort und mit ganz ungeschwächter Schwelligkeit vorgenommen werden. Alles scheint nun in den diplomatischen Verhandlungen, gegenwärtig in London und Petersburg geführt werden, abzumachen. Die Nettoerträge der Zölle in den letzten fünf Monaten haben sich um eine Million Mark erhöht. Die Unfähigkeit der Römische von Ruzhik aus hat den Handel nach der Wäntung Wladimirer abgelehnt, aber die Zahlen zeigen darzupon, daß die Unabwendigkeit größer als der Verlust nach Wäntung ist erst kürzlich der Streit von Wäntung in Persien mit einer hohen Klasse des Sterns von Indien ausgebrochen worden. Rußland hat ein Generalkonsulat in Zehran errichtet und den früheren Generalkonsul von Tadriz, Polibonow dafür in Auslicht genommen. Diese Wahl dürfte die an und für sich schon idiosyncrasische und noch weiter komplizierter, da Polibonow bei den Konstitutionalisten persona ingrata und auch den Engländern nicht sehr willkommen ist.

Die englische Presse sagt, was uns weiter aus London telegraphiert wird, dem Vorgehen der englischen Regierung nicht mit allzu großer Sympathie gegenüber. Während konservative Blätter in der englischen Note an Persien eine unbedeutende Abänderung der englischen Politik erkläre, erklärt die Daily News, daß die Note die sich in der Folge erweise, da eine solche Politik zur Teilung Persiens führen müsse. Der „Daily Graphic“ schreibt, wenn das Ultimatum

Berlin und meine Krage.

Don [Nachdruck verboten.] Ossip Dymow.

Es waren zwei Hundstagen, zwei hohe Strehmlegkragen, Halsweite 89, — der Rest eines Zudens, für das ich einst sieben Rubel bezahlt habe. Nun sind von diesem Zudend nur diese zwei Krage übrig geblieben und ichrengen muß ich morgen mein Leben lassen.

Ich will ihnen nichts Böses nachsagen, — es waren gute Krage, aus vorzüglichem, holländischen Zeinen. Es behauptete michens der Kommissar. Aber hier in Berlin kaufte ich mir viel billiger neue Krage, gleich zwei Zudend. Der Tag ist mir noch deutlich in Erinnerung: Morgens besuchte ich das Kaufverwehreneumum, betrachtete den im Aquarium die Amphibien, als im Abende um Mittag, nahm meinen Koffer bei Jostn, kaufte mir dann, ohne selbst zu wissen wozu, einen großen Strauß roter Rosen, zwei Dirschgeweihe und hundert Stück Strehmlegkragen mit Anhängern der Stadt Köhling. Und erst später der Verheißung erstand ich die Krage.

Zen Abend verbrachte ich abendschlief im Cafe Victoria und Café Bauer, und in den Kabarets: Chat noir, Eiden, Passage und noch irgendwo, worauf ich mich nicht mehr befinden kann. Ich hatte einen von den neuen, eben erstfindenden Krage. Die verkehrsbüchigen Damen mit den großen Hüten bei „Nische“ nannten mich „wüßiger Herr“ und boten mich, ihnen zum Andenken an Anstand gewönig Mark zu schenken.

Wach meinem Koffer kam ich um sechs Uhr morgens zurück. Der Tagemeister des Autos zeigte die Zahl 5 an, der Chauffeur verließ mich aber aus irgendwelchen Gründen auf 12. Im allen Bekleidungen vorzugehen, besaßte ich 15. Auf dem Tische meines Hotelzimmers neben dem Hirschgeweih und den roten Krage lag mein alter Krage, — der von früher. Ich öffnete das Fenster und warf ihn auf die Straße hinaus. Dann entleedete ich mich und legte mich hin. Aber folglich erhob ich mich wieder, suchte den zweiten Krage aus jenem Hüten-Kraged-Zudend hervor und schenkte ihm auch auf die Straße. Amphibien in großen Hüten schlängeln mich, setzen sich auf meinen Schoß und baten um einen Zaranmer. Ich schickte ein „Am Morgen“ — obgleich es schon längst nicht mehr Morgen war — brach ich auf mit der Absicht, den Reichstag zu besichtigen. Ich wollte bald nach Paris weiterziehen und bereitete mich deshalb mit der Befichtigung

der Berliner Schwendwürdigkeiten. Der Portier lästete seine gottbesetzte Nische und überreichte mir ein kleines Paket. „Was ist das?“ fragte ich.

„Ihre Krage, Herr.“ er nannte mich auch schon Herr, „die Sie gestern verloren haben.“

Ich murmelte etwas und dankte.

„Ein Strohhenscher hat sie gebracht. Seine Frau hätte sie gefunden. Er hat mir vierzig Pfennig.“

„Gut. Schreiben Sie mir auf die Rechnung.“ Die Krage waren außergewöhnlich sorgfältig verpackt und zugeschürzt. Ich fragte auf einen gerade vorüberfahrenden Omnibus, um ihn nach zwei Minuten eilig zu verlassen.

„Mein Herr!“ rief man mir nach, „Sie haben etwas vergessen, mein Herr!“

Ich tat, als hätte ich nichts. Doch da gab es einen Aufbruch. Die Fahrgäste gerieten in große Aufregung, muß frangen heraus und eilen mir nach, einer redete sehr eilig auf den Schaffner, drei auf den Aufsteiger. Ein von oben wurde mir mit Schirmen, Hüten und Zügen gewinkt. Auch die Fahrgäste des anderen Omnibusses, der uns gerade entgegenkam, gerieten in Aufregung. Ein fupolentur Zeufcher — sehr rot und erschauert — rannte hinter mir her und hielt mein Paket in der Hand. Ich dankte sehr verbindlich. Der Zeufcher überreichte mir seine Dienstkarte mit seiner Adresse und drückte mir die Hand. Ich gab ihm auch meine Adresse. Alle ringsum waren höchst zufrieden und lächelten freundlich. Der Omnibus setzte sich wieder in Bewegung, die Verkehrsstörung war behoben. Ich ging nicht in den Reichstag, weil ich zu erregt war. Eine halbe Stunde später, als ich die Ecke entlang ging, warf ich mein Paket ins Wasser. Ringsumher war keine Menschenlebe. Ich sah mich nicht um.

Wie zum Abend blieb ich ruhig. Ich sah sorglos und gut zu mir. Vier Stunden waren schon verlossen, kein Mensch mehr mit mir Krage entlieh hatte. Mit Jagen näherte ich mich meinem Hotel, Schläpfe hieltig hinten mit einem Ausbruch, als sei ich würdevoll beschäftigt; doch der Portier hob mich ein, entzündliche mich und überreichte mir mein Paket. Zastelle Papier, dieses Zeupur. Ich brach auf einem Stuhl zusammen. Der Kotelbus brachte mir ein Glas Wasser.

„Das war eine ganze Geschichte.“ erklärte freudig der Portier. „Gott sei Dank lief noch alles gut ab. Die Krage wurden leider

nicht sofort bemerkt, sondern erst nach acht Minuten, als sie schon fast zu Hause waren, zu finden konnten. Die Fahrgäste (sogar Mann, telephonisch wurden Lander herbeigeholt, die Wichtigkeit wurde die Geheimpolizei und zwei private Detektivbüros benachrichtigt. . .

„Ich weiß schon. Scharlod Holmes“, wandte ich mich.

Der Portier sah mich höflich, aber erlautht an und gab dem Kotelbus einen Wink. Der brachte mir noch ein Glas Wasser. Dann fuhr der Portier fort:

Nach anderthalbständigem Suchen fanden die Lander endlich das Paket. Unterdessen wurde von der Geheimpolizei mit Hilfe von Sachverständigen festgestellt, wer sich zu einer bestimmten Stunde am Meer aufhielt. Bei sämtlichen Hotels Berlins wurden telephonische Umfragen gehalten. Man stellte bald fest, wer von den Herren . . .

„Wieso, Herren?“ fragte ich ganz gebröchen.

„Der Stempel auf den Krage. . . Eine russische Firma . . .

Ich erhob mich.

„Gut. Wieviel haben Sie für mich ausgelegt?“

„Sechshundert Mark. Die Regierungspolizei arbeitet ja umsonst, aber die beiden privaten Detektivbüros . . . Sie verstehen? Außerdem baten die Lander um ein Trinkgeld.“

Der Abend war mir verbrochen. Ich mochte nichts unternehmen und schlieferte nur zu durch die Straßen. Das verdamnte Paket tung ich bei mir. Ein paar mal verlor ich es, aber sofort wurde es von jemand aufgehoben und mir mit verbindlichen Wächeln wieder überreicht. Ich hielt Umschau, ob ich nicht irgendwo irgendein Loch, eine Grube, einen alten Gemütsort oder ein halberallenes Fremdbüchle, es gab nichts dergleichen. Alles war feuer, ordentlich, kein angehoht, gut angehoht. Ich ging etwa zwölf Kilometer zu Fuß und fuhr in einem Auto zurück. Die Krage verbrach ich selbstverständlich unter den Sitz des Wagens, obgleich ich ganz genau wußte, daß sie morgen sicher wiederkommen werden. Selbstverständlich war es fündig, etwas in einem Auto zurückzulassen, mit dem man nach Hause fährt! Ich hoffte aber, wenigstens die Nacht ohne das furchterliche Paket zu überleben. Am nächsten Morgen hatte ich es etwas ausstatten können. Ich hatte mich verbeugnet, ich verbrachte die Nacht in dem Paket. Denn kann mir ich eingeschlossen — und nach einem zwölf Kilometer weiten Spaziergang hat man ein gewaltiges Verlangen zu schlafen — als an der Tür gefloppt wurde und eine Hand — ich erkannte die Fingern am Kermel des Kotelbusses — das Paket herreichte. Ich bekam einen Hibernant. Das Hirschgeweih setzen aus meiner Stirn herauszuschießen, jemand verlor mich und Lander in großen Hüten kroden mir auf den Schoß . . .